

**Susan Carner**

**Mord am Campus**

---

## Über das Buch

Ben Warden hat alle Voraussetzungen für ein erfolgreiches Leben. Gutmütig, vermögend, angesehen, Nachkomme der ersten Einwanderer der USA, die auf der *Mayflower* ins Land gekommen sind. Sein erklärtes Ziel: Senator von Massachusetts, später Präsident der Vereinigten Staaten zu werden.

Kurz vor Bekanntgabe der Kandidatur für den Senat verlässt ihn seine Frau. Gleichzeitig erfährt er, dass seine innig geliebte Tochter Lilly nicht seine leibliche Tochter ist. Kann es schlimmer kommen?

Da wird sein ehemaliger Harvard-Professor ermordet und Ben Warden als dessen Mörder angeklagt. Kann Ben der Schlinge, die sich immer enger um seinen Hals zieht, entkommen?

Ein dramatischer Gerichts-Thriller vor dem Hintergrund des historischen Präsidentschafts-Wahlkampfes 2016 in der USA erwartet Sie.

## Über die Autorin

*Susan Carner* ist das Pseudonym einer in Graz, Österreich, geborenen Autorin, die es genießt, im deutschen Berlin zu leben, ihrem Heimatland Österreich sehr verbunden ist und sich trotzdem in der ganzen Welt zu Hause fühlt. Eine USA-Reise im Frühjahr 2016 hat sie die Stimmung vor den US-Wahlen spüren lassen und zu diesem Krimi inspiriert.

Diese Geschichte ist rein fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen, Orten und Ereignissen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Deutsche Erstausgabe 2016  
© Copyright 2016 by Susan Carner  
mainwunder  
Heinrich-Heinestraße 13  
63303 Dreieich

Covergestaltung © by Catrin Sommer  
[www.rausch-gold.com](http://www.rausch-gold.com)  
Bildnachweis:  
shutterstock\_152722355  
shutterstock\_207602554

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Ausführliche Informationen finden Sie auf  
[www.susancarner.com](http://www.susancarner.com)

Für Sylvia

## Prolog

»Lass meine Tochter in Ruhe«, fauchte sie ihn wütend an.

Er lächelte. Sie war nach wie vor eine begehrtenswerte Frau. Ihre grünen Augen blitzten zornig. Er erinnerte sich noch gut, wie sie ihn mit diesen Augen angesehen hatte, wenn sie in seiner Vorlesung gesessen war. Er aus dem Tritt gekommen war, weil er nur an das Schimmern dieser grünen Augen denken konnte, wenn er sie ...

»Was meinst du, meine Liebe?«, fragte er und zog seine linke Augenbraue in die Höhe. Eine Angewohnheit, die er seit Jahren pflegte, wenn ihm etwas missfiel.

»Du weißt genau, was ich meine«, schleuderte sie ihm entgegen. Immer noch stand sie im Türrahmen, den Türknauf umklammert, ihre Knöchel an der Hand traten weiß hervor.

»Wie bist du überhaupt hereingekommen?«, wollte er indigniert wissen.

»Das, mein Lieber, hat sich in den letzten zwanzig Jahren nicht geändert. Der Schleichweg, um ungesehen in dein Büro kommen zu können, funktioniert nach wie vor«, lächelte sie süffisant.

Diese Lippen. Wie hatten sie ihn fasziniert. Er spürte das Gefühl in sich aufsteigen, das diese Lippen bei ihm stets ausgelöst hatten ...

Er trat hinter seinem Schreibtisch hervor, griff an seine randlose Brille und legte diese achtlos auf den Schreibtisch.

»Komm her, lass dich ansehen. Hab dich schon lange nicht mehr gesehen«, und er streckte die Hand nach ihr aus. Sie trat zögernd näher. Ein eng anliegendes Kleid umspielte ihre hinreißende Figur. Sie hatte nichts von ihrer Faszination eingebüßt. Im Gegenteil. Warum hatte er das Verhältnis eigentlich beendet?

»Du bist nach wie vor sehr begehrenswert, weißt du das?«  
Unbewusst leckte er über seine Lippen, doch sie registrierte es.

Scharf entgegnete sie: »Du willst wohl Mutter und Tochter zur selben Zeit!«

»Warum nicht?«, lächelte er mit gekräuselten Lippen. »Deine Tochter hat zwar nicht dein Temperament, aber hübsch ist sie allemal. Und unglaublich klug. Aus ihr könnte wirklich etwas werden. Wenn sie nur ein bisschen entgegenkommender wäre ...«

Wie eine Katze fuhr sie mit ihren Krallen in sein Gesicht, hinterließ links und rechts auf den Wangen blutige Spuren. Er fasste nach ihren Händen, bog diese nach unten, dann hinter ihren Rücken. Damit stand sie nun dicht vor ihm. Ihr Parfum stieg in seine Nase. Immer noch dasselbe, registrierte er belustigt. Und erinnerte sich, wie sie eines Nachts angerufen hatte, sie trage wie *Marilyn Monroe* nur *Chanel N° 5*. Ob er nicht vorbei kommen wolle?

Und er war vorbeigekommen. Hatte sich wie ein Dieb aus seinem Haus geschlichen, um seine Frau und seine Söhne nicht zu wecken. Erst im Morgengrauen war er zurückgekehrt, nach einer leidenschaftlichen Nacht. Damals war sie bereits verheiratet gewesen und ihre zu dieser Zeit kleine Tochter hatte im ersten Stock geschlafen. Der Ehemann war beruflich unterwegs gewesen und sie hatte sich gelangweilt. Aber er hatte gerne den Seelentröster gespielt.

»Immer noch so stürmisch, meine Liebe?«, sagte er spöttisch. »Du warst schon immer ein kleiner Wildfang«, und mit diesen Worten schob er sie Richtung Schreibtisch und warf sie mit dem Rücken auf den Tisch. Das Brillenglas zerbrach unter ihr, verletzte sie an ihrem rechten Schulterblatt.

»Was soll das?« Sie versuchte, sich ihm zu entwinden.

»Was denkst du wohl, mein Wildkätzchen?«

»Hast du es mit meiner Tochter auch so gemacht?«, zischte sie zwischen zusammengepressten Lippen hervor, denn sie versuchte

verzweifelt, ihre Hände unter ihrem Rücken hervorzuziehen. Er hielt sie eisern fest.

»Nein, noch nicht. Ich warte darauf, dass sie wie du brav von selbst angekrochen kommt und mir ihre Gunst gewährt. Ich hab nur ein bisschen vorgefühlt«, grinste er genüsslich. Dabei dachte er an den festen kleinen Busen, den er unter seinen Händen gespürt hatte, als er sie auf diesen Tisch gezwungen hatte. Und wie seine Lust erwacht war ... aber er wollte der Kleinen Zeit geben. Er hatte versucht, sie zu küssen, hatte jedoch ihren Widerstand gespürt, so wie sie ihren Kopf zur Seite gebogen hatte. Es war nicht seine Absicht, sie zu verunsichern. Das war kein Mädchen, das man einfach nahm, wie er das mit vielen seiner Studentinnen trieb. Er hatte Geduld.

»Was bist du nur für ein Mensch«, fauchte sie böse, sich immer noch windend.

»Ein schlichter Mann, dem das schöne Geschlecht am Herzen liegt. Vor allem bei den hübschen und meist sehr freizügigen Studentinnen, die hier herumlaufen. Da kann MANN nicht widerstehen. Das verstehst du doch, oder?«, fragte er und lächelte verächtlich auf sie herab.

Er stellte sich vor, ihre junge, hübsche Tochter läge hier vor ihm. Gleich morgen würde er sie einbestellen, keinen Tag länger wollte er warten. Schon zu lange sehnte er sich nach ihr. Er war ihr Tutor, da hatte sie keine Wahl, musste seiner Einladung folgen. Heute die Mutter, morgen die Tochter. Abermals glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

»Komm, halt still«, meinte er genervt an die sich windende Frau. »Hattest doch früher auch nichts dagegen. Wir machen einfach dort weiter, wo wir vor ein paar Jahren aufgehört haben. Wir hatten schließlich Spaß miteinander, oder etwa nicht?« Dabei lockerte er seinen Griff, nahm eine Hand weg und fuhr damit an seinen Hosenbund.

Während er seinen Gürtel öffnete, fragte sie lauernd: »Und du lässt meine Tochter dann in Ruhe?«

Als er ihr Kleid hochschob, lächelte er erneut. »Nach wie vor ohne Slip«, bemerkte er und leckte sich diesmal mit seiner Zunge sehr bewusst über seine Lippen.

Sie wurde flammend rot. Eigentlich war sie unterwegs, um ihre neue Liebe zu treffen. Wollte nur schnell vorher diesen Mistkerl zu Rede stellen. Und jetzt ...

Jetzt lachte er. »Du wirst dich doch dafür nicht genieren? Bist früher ständig ohne Unterwäsche herumgelaufen, weil du damit die Jungs um den Verstand bringen konntest. Vor allem den Idioten von einem Mann, der später dein Ehemann wurde.«

Sein Lachen kotzte sie an. Aber sie konnte sich nicht wehren, eine seiner Hände drückte mit voller Kraft auf ihren Brustkorb, sodass sie sich nicht befreien konnte. Außerdem stand er ausgesprochen knapp vor ihr, dass er mit seinem Unterleib ihre Beine gegen den Tisch presste.

Plötzlich spürte sie seine erigierte Männlichkeit an ihren Oberschenkeln. Nach wie vor der gleiche gierige Mistkerl, der er schon in ihrer Studentenzeit war. Wie viele Mädchen haben auf diesem Tisch wohl ihre Unschuld verloren?, überlegte sie grimmig.

»Zier dich nicht so. Warst doch immer offen für hübsche Spielchen«, rief er ungeduldig.

»Und meine Tochter? Du behelligst sie dann nicht mehr?«, fragte sie hoffnungsfroh. Er nickte, also gab sie ihren Widerstand auf. Dabei lockerte er seinen Griff und sie schaffte es, eine Hand unter ihrem Rücken hervorzuziehen. Da keuchte er selig lächelnd: »Muss ich mir noch überlegen. Hängt von deinen Gefälligkeiten ab.«

Als sie ging, lächelte er nicht mehr.

Montag, 29. August 2016

Gestern hat ihn seine Frau verlassen.

Ben Warden lächelte leicht bei dem Gedanken. Andere würden wahrscheinlich wütend oder traurig sein, er empfand nur Erleichterung.

Sein Leben lag damit zwar in Trümmern, aber er fühlte sich seit Jahren endlich wieder frei. Musste nicht befürchten, dass sie jeden Moment ins Zimmer stürmen würde, um ihm aus heiterem Himmel eine Szene zu machen.

Gemütlich saß er in seinem Lieblingssessel in der Bibliothek und nippte an seinem schottischen Whisky aus Dufftown in der Region Speyside, nicht nur einer der ältesten christlichen Orte Schottlands, sondern auch ein Ort mit Tradition im Brennen von Whisky.

Sein Großvater hatte stets behauptet ›*Rom wurde auf sieben Hügeln erbaut, Dufftown steht auf sieben Brennblasen*‹. Angeblich hatten schon seine Vorfahren bei der Überfahrt mit der *Mayflower* diesen Scotch getrunken. Zumindest hatte ihm sein Großvater diese Geschichte erzählt, als er ihn zu seinem sechzehnten Geburtstag zu seinem ersten Scotch einlud, ebenfalls in dieser Bibliothek. Sein Vater hatte getobt, dass er den Jungen zu einem Alkoholiker erziehen würde. Doch Großvater hatte nur verächtlich geantwortet, Scotch aus der alten Heimat hätte noch keinem aus der Familie geschadet. Ganz im Gegenteil. Und war danach mit der Anekdote der *Mayflower* gekommen und hatte ihn auf die Familie und die Familientradition eingeschworen. Kurz darauf war Großvater gestorben.

Was der alte Herr wohl zu seiner Noch-Ehefrau gesagt hätte? ›*Nicht standesgemäß mein Junge, aber ein Prachtweib*‹, und hätte sich genüsslich seine Lippen geleckt. Das hatte er selbst ebenfalls getan, als er sie kennenlernte. Dabei leider seinen Verstand verloren. Er seufzte.

Was wäre ihm erspart geblieben, hätte er damals sein Gehirn benutzt und nicht nur ...

Im Grunde war er froh, dass sie die Konsequenzen gezogen hatte, aus dieser misslichen Ehe auszubrechen. Doch seinen Traum, Senator von Massachusetts zu werden, konnte er begraben. Die Amerikaner wollten keine geschiedenen Politiker in einer höheren Position, schon gar nicht in den Neu-England Staaten. Da musste eine intakte Familie hinter einem Kandidaten stehen. Der Puritanismus aus der Gründerzeit lebte in Boston weiter und weiter ...

Trotzdem hatte ihn ihre Aktion in Erstaunen versetzt und er musste schmunzeln, als er an die Situation von gestern Abend dachte.

Überrascht hatte er auf die vielen Koffer geblickt, die er bei seiner unerwartet frühen Heimkehr in der Vorhalle stehend angetroffen hatte, seine Frau gerade dabei, sich ihre Pelze aus dem Schrank zu nehmen.

»Was wird das?«, hatte er von ihr wissen wollen.

»Wonach sieht es denn aus?«, hatte sie süffisant gefragt. Auf seinen verständnislosen Blick hatte sie ihn verächtlich wissen lassen, dass sie zu ihrer neuen Liebe ziehen würde, mit der sie endlich so leben könnte, wie sie sich das immer schon vorgestellt hätte. Ein Mann, der sich um sie und ihre Belange kümmern würde und nicht nur um seinen Beruf und die ständigen Wohltätigkeitsveranstaltungen.

Sie bräuchte keinen Mann, der von ihr erwartete, sich auf seinen Wahlpartys blicken zu lassen und die glückliche Ehefrau vorzuspielen. Nein danke, dazu hätte sie keine Lust mehr, hatte sie ihn herablassend angelächelt.

»Bisher haben dir der Lebensstil und das Geld aber ganz gut gefallen. Was hat sich geändert?«, hatte er spöttisch gefragt. Obwohl er verwundert gewesen war, hatte es ihm nicht eine Sekunde leid getan, dass sie ihn verlassen wollte. Er hätte es vor Jahren tun sollen.

»Jimmy liebt mich. Um meinetwillen. Nicht wegen eines Kindes. Mein Geld ist ihm auch egal und ...«

»Dein Geld?«, hatte er sie gereizt unterbrochen.

»Natürlich ist das genauso mein Geld. Schließlich war ich über zwanzig Jahre deine dich treuumsorgende und liebende Gattin, also steht mir die Hälfte deines Vermögens zu«, hatte sie schnippisch geantwortet.

Er hatte höhnisch gelacht. »Schon vergessen? Du hast bei der Heirat einen Ehevertrag unterschrieben. Dir steht nichts zu, wenn du mich verlässt oder ich dir eine Affäre nachweisen kann. Und ich könnte dir mehr als eine beweisen ...«

»Und ich dir ebenso viele«, hatte sie ihn unwirsch unterbrochen. »Und diese Tatsache wäre ausgesprochen hinderlich bei einer Bewerbung um den Senatsposten, den du so heiß anstrebst. Du weißt ja, unsere Mitbürger stehen nicht auf fremdgehende Ehemänner. Und ich kann mich gut als die betrogene Ehefrau verkaufen, die ihren Mann verlassen hat, weil sie diese Betrügereien nicht mehr hinnehmen konnte.« Ihre Stimme hatte nur so vor Verachtung getriefft.

Ja, er konnte sich sehr gut vorstellen, wie sie diese Show abzog. Sie war eine Meisterin der Selbstdarstellung.

»Also mein Lieber, du wirst nicht darum herumkommen, mir einen großzügigen Unterhalt zukommen zu lassen. Du willst doch nicht, dass deine heiß geliebte Tochter in einem Loch hausen muss, wenn sie ihre Mommy besucht? Oder dass deine Klienten erfahren, wie fürsorglich du dich um ihre Ehefrauen kümmerst?«

Ihr schadenfrohes Lachen klang immer noch in seinem Ohr, als er entspannt seinen Scotch im tulpenförmigen Glas beobachtete, wie sich die dunkle Flüssigkeit beim Drehen des Glases an der Glasinnenwand festsetzte. Er liebte die Zähigkeit dieses Getränks, die nur erreicht wurde, wenn der Alkoholgehalt zwischen dreiundvierzig und sechsundvierzig Prozent betrug. Seine Vorfahren wussten schon, warum sie sich für diese Sorte entschieden hatten.

Warum nur hatte er sich vor zweiundzwanzig Jahren für diese Frau entschieden? Weil sie schwanger gewesen war. Ein paar mal nur hatte er mit ihr geschlafen, weil sie ihn gereizt hatte. Mit ihren provokanten Aussprüchen und ihrem umwerfenden Dekolleté. Und dann hatte sie ihm aus heiterem Himmel eröffnet, dass sie ein Kind erwartete. Sein Kind.

Natürlich hatte er um ihre Hand angehalten, sehr zum Leidwesen seiner Eltern, die sich eine gute Partie für ihn gewünscht hatten. Genug Mädchen aus der besten Neu-England Gesellschaft waren Schlange gestanden, den Spross einer alt eingesessenen Familie zu heiraten. Aber nie hätte er eine Frau im Stich gelassen, die sein Kind unter ihrem Herzen trug. Wobei er sich nicht sicher war, ob sie überhaupt ein Herz hatte. So, wie er sie die letzten Jahre kennengelernt hatte.

Ständig hatte sie ihm vorgeworfen, er schränke ihre Entfaltungsmöglichkeiten ein, weil er sie mit Kind in ein spießiges Wohlstandsleben presste, wo sie die Vorzeige-Ehefrau zu geben hatte. Es allerdings genoss, vor ihren Freundinnen mit dem stilvollen Stadthaus im geschichtsträchtigen *Beacon Hill* prahlen zu können. Er hatte nach wie vor ihr geschwollenes ›*das Haus ist im Federal Style erbaut, es stammt aus der Zeit um 1815*‹ im Ohr, wenn ihre Freundinnen das erste Mal zu Besuch kamen. Und wie schätzte sie erst die Dinnerpartys, die er für seine verwöhnte Klientel oder verschiedene Wohltätigkeitsvereine geben musste. Schließlich hatte er als direkter Nachkomme von einem der Unterzeichner des *Mayflower Compact*, der ersten von Freien formulierten Verfassung Amerikas, seine Verpflichtungen.

Sie sträubte sich ebenso wenig gegen das hübsche Anwesen in Chilmark auf Martha's Vineyard. Monate hatte sie an diesem Ort verbracht, als Lilly klein war, während er in Boston seiner Arbeit nachgegangen war und sich vor Sehnsucht nach seiner Tochter verzehrt hatte. Seine Frau hatte er nie vermisst, aber Lilly ...

Er war überzeugt davon, dass sie deshalb so viel Zeit auf Martha's Vineyard verbracht hatte, weil sie ihm damit die Tochter entziehen und ihre zahlreichen Liebhaber treffen konnte. Was ihn seit längerem nicht mehr tangierte. Im Gegenteil. Er hatte sich reichlich revanchiert.

So hatten sie sich beide arrangiert, ohne je darüber zu sprechen. Sie genoss die Vorzüge, eine reiche Frau zu sein und über viel Freizeit zu verfügen. Kindermädchen und Hausangestellte nahmen ihr schließlich alles ab, was lästig gewesen wäre. Und auf den für ihn wichtigen Partys glänzte sie. Sie war nicht nur eine vorzügliche Gastgeberin, sondern auch eine schöne Frau und wusste ihre Reize einzusetzen. Und nutzte diese zu ihrem Vorteil. Manchmal nutzten sie ihm ebenfalls.

Mehr als einmal gewann er einen Klienten, weil Caroline diesem schöne Augen gemacht hatte. Der sich erhoffte, seine Angebetete so öfter zu sehen, wenn er in der seit Generationen berühmten Anwaltskanzlei Warden&Son seine Geschäfte abwickelte. Und wenn er Glück hätte, würde Caroline ihn sogar erhören. Sie hatte fast alle erhört. Wollte ihn damit verletzen.

Doch er nutzte ihr Potenzial. So war sie in seinen Augen wenigstens für etwas zu gebrauchen. Seine Frau wollte sich zwar mit ihren Liebhabern an ihm rächen, aber an ihm prallte dies ab. Wenn sie ihm wieder einmal mit schadenfrohem Lächeln eine ihrer Affären unter die Nase rieb, berührte ihn das nicht.

Ihr Reiz war ziemlich schnell verflogen, als er erkannt hatte, welche Persönlichkeit in ihr steckte. Sie wollte nur einen reichen Ehemann. Und er war darauf hereingefallen.

Also vergnügte er sich, wie sie treffend festgestellt hatte, mit den betrogenen Ehefrauen seiner Klienten. Kaum ließ sie ihn wissen, wer ihr derzeitiger Geliebter war, lud er die betreffende Ehefrau ein.

Gab sich als verständnisvoller Freund, aufmerksamer Gentleman, hörte ihnen zu. Alles Dinge, die sie von ihren Ehemännern nicht mehr kannten. Nicht eine war darunter, die sich nicht über kurz oder lang

tröstend von ihm in die Arme nehmen ließ. Dann kam, was kommen musste.

Er goss sich einen weiteren Scotch ein. Leise lächelnd dachte er daran, wie er jedes Mal zum Zug gekommen war.

Eigentlich lief es bei allen gleich ab. Er traf die Damen in einem verschwiegenen kleinen Restaurant außerhalb von Boston, brachte sie danach gentlemanlike bis vor ihre Haustür. Alle luden ihn auf einen Kaffee oder einen Digestif ein. Einige schüchtern, andere herausfordernd. Die ihn zum Kaffee einluden, waren die Schüchternen. Da wusste er, dass er viel Geduld brauchen würde, und so manche Tränenausbrüche über sich ergehen lassen musste.

Doch irgendwann lagen sie alle schluchzend in seinen Armen, ihre Körper bebten, als sie ihm gestanden, dass ihre Männer vermutlich eine Affäre hätten. Klammerten sich hilfesuchend an ihn. Er strich beruhigend über ihren Rücken, über ihre Haare, über ihr Gesicht.

Legte einen Finger unter ihr Kinn, hob ihren Kopf, schaute sie mitfühlend an und meinte leise: »Kein Mann ist es wert, dass man sich wegen ihm Kummer macht«, und ließ seine Lippen sanft auf die gegenüberliegenden treffen. Einige wenige reagierten überrascht, die meisten erwarteten diesen Kuss bereits.

Waren sie überrascht, strich er zärtlich über ihre Wangen, schaute tief in ihre Augen. »Es ist nur ein Kuss, um dir zu zeigen, wie attraktiv du bist und dass dein Mann dich nicht verdient, wenn er dich hintergeht. Wo er doch eine so bezaubernde Frau zu Hause hat.«

Dann schimmerten meist Tränen in ihren Augen, bevor sie diese schlossen und ihren Mund für weitere Küsse darboten. Es folgten sanftes Streicheln und liebevolle Worte. Über kurz oder lang ergab sich jede seinem Werben.

Mit manchen schlief er nur einmal. Entweder, weil diese Damen sofort ein schlechtes Gewissen bekamen oder er spürte, das könnte gefährlich werden und sie könnten mehr von ihm wollen als tröstenden

Beistand. Manche langweilten ihn sofort. Wobei das selten vorkam. Die meisten unbeachteten Ehefrauen waren einem Abenteuer nicht abgeneigt. Und sehr freizügig mit ihrer Gunst. Wenn er nur an Deborah dachte ...

Für ihn war seine Ehe somit ein perfektes Arrangement, sein Leben allerdings hatte er sich so nicht vorgestellt. Der einzige Grund, warum er sich nicht scheiden ließ, war seine Tochter Lilly.

Er liebte Lilly abgöttisch. Und sie ihn. Dafür war er sicher, dass sie ihre Mutter hasste. Denn Caroline hackte ständig auf ihr herum. Ließ sie wissen, dass sie sich in dieser Ehe gefangen fühlte, weil er – und damit deutete sie jedes Mal mit dem Zeigefinger anklagend auf ihn – sie geschwängert hatte. Es wäre besser gewesen, abzutreiben als diesen spießbürgerlichen Moralapostel zu heiraten, polterte sie stets.

Lilly lief dann weinend nach oben in ihr Zimmer. Es kostete ihn immer viel Überredungskunst, dass sie ihr Zimmer aufschloss und er sie trösten konnte. Er wiegte sie in seinen Armen, liebte ihr goldenes Haar, sprach beruhigend auf sie ein.

»Warum hasst sie mich so?«, hatte sie vor kurzem nach einem heftigen Streit mit ihrer Mutter zornig ausgerufen. »Was nur habe ich ihr getan?«

Er konnte nur hilflos die Schultern zucken. Seit mehr als zwanzig Jahren bereute er jeden Tag, mit dieser Frau geschlafen zu haben. Er bereute aber nicht das Produkt dieser Tat. Lilly war so liebevoll, klug und von schneller Auffassungsgabe, dass es ihm eine Freude war, sie aufwachsen zu sehen.

Jetzt wird er sie bald verlieren, ging ihm bekümmert durch den Kopf. Sie setzte die Familientradition fort und studierte ebenfalls an der *Harvard University*. Schon seit sie das *Harvard College* besucht hatte, an dem sie letztes Semester ihren Bachelor in Soziologie erworben hatte, wohnte sie am Campus in einem der schönen Wohnheime, die den Studenten zur Verfügung standen. Nur mehr an den Wochenenden war

sie zu Hause, wenn überhaupt. Um den ständigen Streitereien mit ihrer Mutter zu entgehen.

Kam sie nicht nach Hause, traf er sich Samstag Mittag mit ihr in Boston, an der *Faneuil Hall*, einem der ältesten Gebäude Bostons, in dem bereits ihre Vorfahren Hummer gegessen hatten, während sie über die Unabhängigkeit von England debattierten. Lilly liebte das geschäftige Treiben rund um die *Hall* und den anschließenden *Quincy Market*. Schon als Kind war es ihre größte Freude gewesen, dort mit einer Portion Zuckerwatte in der Hand zu flanieren.

Oft spazierten sie den *Freedom Trail* entlang, der die wichtigsten historischen Sehenswürdigkeiten Bostons miteinander verbindet und plauderten über dies und das. Als sie klein war, erzählte er ihr Anekdoten über die einzelnen Stätten, bis sie alt genug war, die Geschichte der Stadt Boston und ihre Rolle im Unabhängigkeitskrieg gegen England zu verstehen. Stundenlang konnte sie im *Granary Burying Ground* verbringen, einem der ältesten und schönsten Friedhöfe Bostons, wo ihre Vorfahren begraben liegen. Sie konnte nicht genug bekommen von Erzählungen über die berühmten Personen, die dort bestattet sind. Ehrfürchtig stand sie vor dem Obelisken, der an die Familie *Benjamin Franklins* erinnern sollte und lachte fröhlich, als er ihr erzählte, dass seine zwei Vornamen auf *Benjamin Franklin* zurückzuführen seien, der in Boston geboren wurde.

Er lächelte, als er sich das fröhliche Gesicht der kleinen Lilly vorstellte. Nun war sie eine junge Dame und hatte andere Interessen. Letzte Woche hatte er mit ihr den Parteitag der Demokraten in Philadelphia verfolgt und die Ansprache *Hillary Clintons*, als sie ihre Kandidatur für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten annahm. Beide fanden sie, dass es eine großartige Rede war. Kämpferisch, allerdings auch selbstkritisch.

Sie hatten Hillary schon öfter persönlich erlebt, da wirkte sie wesentlich gelöster und lockerer als bei Ansprachen vor einer

Menschenmenge. Ihr Mann *Bill* konnte die Massen begeistern, sie wirkte stets ein wenig kalt. Doch das war sie nicht. Im Gegenteil. Er hoffte so sehr, dass sie das Rennen machen würde. Und Lilly mit ihm.

Lilly, dachte er betrübt. Bald wird sie ganz ausgezogen sein. Hoffentlich findet sie einen jungen Mann, der ihrer wert war.

Um seine Traurigkeit zu bekämpfen, schenkte er sich einen dritten Scotch ein. Und seine Gedanken schweiften zu Deborah ... Sie hatte er gestern angerufen, als Caroline das Haus verlassen hatte.

»Hallo Deborah, heute Abend schon etwas vor? Oder hast du Lust auf einen kleinen Ausflug?«, hatte er sie mit seiner tiefen Stimme verführerisch gefragt.

»Woran denkst du denn so?«, hatte sie kokett geantwortet. So, wie sie es als Person ebenfalls war. Irgendwie Caroline ähnlich. Jedoch aufrichtiger und ehrlicher. Ihn faszinierte ihre ungenierte Art. Obwohl mit einem Kongressabgeordneten verheiratet, hielt sie sich nicht an die starren Konventionen. Seit fünf Jahren eine praktische Geliebte. Sie hatte keine Ambitionen, ihren wesentlich älteren Mann zu verlassen, denn über kurz oder lang würde sie ein Vermögen erben. Aber sie hatte viel Motivation, sich bis dahin trotzdem zu vergnügen.

Vor allem, da sie wusste, dass ihr Mann nach wie vor fremdging. Das schien in seinen Genen zu liegen. Schon sein Vater war als der größte Schürzenjäger der Ostküste bekannt, sein Sohn stand dem in nichts nach.

»Du wolltest doch schon mal in meiner Bibliothek ein bisschen schmökern. Heute Abend wäre sie frei«, hatte er ins Telefon gelächelt.

»Ist Caroline wieder mal auswärts?«, wollte sie spöttisch wissen.

»Nein, sie hat mich verlassen«, hatte er kalt geantwortet.

»Das glaub ich jetzt nicht. Hat sie sich einen Reicheren geangelt?« Denn lange Zeit war es Deborahs größte Sorge gewesen, ihr Mann könnte sie für Caroline verlassen. Sie hatte ebenfalls einen Ehevertrag

unterschrieben. Bei Scheidung gab es nichts. Gleich, wie die Schuldfrage lautete.

Ben hatte nie verstanden, warum Caroline mit dem alten Frank Williams ein Verhältnis begonnen hatte. Er war tattrig, ständig lief ihm Speichel aus dem Mund. Böse Zungen behaupteten, er träumte immerzu von jungen vollbusigen Frauen.

Caroline hatte wahrscheinlich gedacht, mit dieser Affäre könnte sie ihn besonders erniedrigen. Auch seine Mutter war jahrelang die Geliebte dieses Mannes gewesen. Es hatte seinem Vater fast das Herz gebrochen, denn der hatte seine Frau aufrichtig geliebt. Allerdings wurde seine Mutter bei der Wahl ihres Ehemannes nicht um ihre Meinung gefragt. Sie war William Warden schon in jungen Jahren versprochen worden, die Familien waren seit Generationen befreundet und heirateten gegenseitig. So war das bei der Ostküstenelite. Dass seine Mutter Frank Williams geliebt hatte, interessierte keinen. Frank war ein Möchtegern, wollte groß herauskommen und man hatte ihm unterstellt, dass er mit Hilfe der jungen und hübschen Mildred Fletcher seine Ziele erreichen wollte.

Er hat es auch ohne Mom geschafft, ging Ben durch den Kopf. Frank ist ein Arbeitstier und ein gerissener Geschäftsmann. Bald ist er reicher gewesen als die Familie meiner Mutter und meines Vaters zusammen. Ob Großvater sich manchmal geärgert hat, weil er Mom nicht ihren Willen gelassen hat?

»Ben? Bist du noch da?«

»Ja, ja natürlich. Entschuldige, habe mich etwas in Träumereien verloren. Nein, im Gegenteil. Es ist der neue Fitnesstrainer aus eurem Fitnessstudio, von dem alle Ladys so schwärmen«, hatte er verächtlich erklärt.

Ein erfrischendes Lachen erklang in seinen Ohren. »Na, da wird sie ganz schnell wieder angekrochen gekommen. Der hat es auch bei mir probiert. Mehr als ein kurzes Abenteuer war er mir allerdings nicht

wert. War mir zu süß, zu schmeichelnd. Außerdem taugte er als Liebhaber nicht viel. Der will nur ihr Geld.«

»Davon gehe ich aus. Sie hat mir schon verkündet, dass sie die Hälfte meines Vermögens möchte.«

»Und?«

»Keinen Cent mehr als notwendig bekommt sie. Und das nur wegen Lilly.«

»Naja, vielleicht findet sie andere Sponsoren«, hatte sie gehässig gemeint.

»Wie sieht es aus? Lust auf einen Besuch bei mir?«

»Natürlich. Schließlich war ich bis jetzt nie in deinem Heiligtum. Kannst schon mal den Champagner kalt stellen.«

Er freute sich auf sie. Auch, dass er sie in seinem Haus empfangen würde. Noch nie hatte er Damenbesuch in seinem komfortablen Heim, aus Rücksicht auf Caroline, aber vor allem wegen Lilly. Er wusste, dass Caroline ihre Liebhaber in seinem Schlafzimmer empfing, das störte ihn allerdings nicht. Die Haushälterin hatte die Aufgabe, sein Bett jeden Abend frisch zu beziehen, kurz bevor er eintraf.

Es hatte nicht lange gedauert, und Deborah hatte an der Tür geläutet. Seinen Angestellten hatte er für diesen Abend frei gegeben, also öffnete er selbst. Sie war in einem Trenchcoat und High Heels im matten Schein der Gaslaterne von der Straße auf der mittleren der drei Stufen gestanden, die zu seinem eleganten Stadthaus führten. Er hatte sie hereingebeten, doch sie war stehen geblieben.

Überrascht hatte er aufgeblickt. Da hatte sie langsam den Gürtel ihres Trenchcoats geöffnet. Der war aufgeklafft. Und hatte eine hinreißende Frau in schwarzen Spitzen preisgegeben. Sie hatte die Reizwäsche getragen, die er ihr vor vier Jahren zu seinem Geburtstag geschenkt hatte, mit dem Wunsch, dass sie nur mit dieser Wäsche

bekleidet in das Hotelzimmer nach New York zur intimen Feier kommen sollte.

Er hatte sie angelächelt. »Du hast es nicht vergessen.«

»Wie könnte ich«, hatte sie mit brüchiger Stimme geantwortet.

Ja, es war eine unvergessliche Nacht gewesen in New York. Fast hätte er sie damals gebeten zu bleiben, für immer. Aber wegen Lilly ...

Er hatte sie lange angeblickt, wie sie da im fahlen Licht stand und ihn herausfordernd anblickte. Doch da war noch etwas in ihrem Blick, das er nicht deuten konnte ...

So hatte er ihr die Hand entgegengestreckt, sie hatte ihre sanft in seine gelegt. Zart hatten seine Lippen ihren Handrücken berührt. Danach war sie in die Vorhalle getreten und hatte wie unbeabsichtigt ihren Mantel fallen gelassen.

»Also, wo geht's zur Bibliothek?«, hatte sie forsch, doch immer noch leicht brüchig, gefragt.

»Wenn die Dame mir folgen möchte«, hatte er eine Verbeugung angedeutet und war vorausgegangen.

Dann war sie in der Mitte seines Heiligtums gestanden, sanft beleuchtet von seiner Leselampe.

»Du siehst zum Anbeißen aus«, hatte er geflüstert. »

»Dann beiß an«, hatte sie zurück geflüstert.

Schon wollte er auf sie zutreten und sie stürmisch umarmen, da hatte er sich auf seine Gastgeberpflichtungen besonnen und für beide Champagner eingeschenkt, der in einem silbernen Sektkühler bereit gestanden hatte.

»Auf dich!« Es hatte ihm viel bedeutet, dass sie gekommen war. Sie war so herrlich unkompliziert, ein Kumpeltyp, trotzdem extrem weiblich.

Sie hatte ihr Glas in einem Zug leer getrunken. War sie nervös?, hatte er überlegt. Er war es gewesen. Denn so nah waren sie sich noch nie. Es

machte einen Unterschied, ob man eine Frau im Hotel oder bei sich zu Hause empfing. Und diese Frau, das spürte er, bedeutete ihm mehr als seine sonstigen Abenteuer.

In seinem Sessel zurückgelehnt sah er sie vor sich, wie sie sich zu seinen Füßen gesetzt und ihn mit ihren Lippen fast um den Verstand gebracht hatte. Wie damals Caroline. Als er noch jung und dumm war.

Aber nun war er nicht mehr so leicht zu beeindrucken, obwohl er zugeben musste, dass es mit Deborah ein wirklicher Genuss war. Sie verstand es, einen Mann zu verwöhnen. Er schätzte ihre Hingabe und Leidenschaft.

Sollte er sie heute Abend erneut einladen? Das gestern war mehr als eine leidenschaftliche Nacht. Er hatte ihr sogar angeboten, in seinem Ehebett zu übernachten.

»In deinem Ehebett?«, hatte sie überrascht gefragt und ihn dabei eigentümlich schräg mit ihren grünen Augen angesehen. Doch die Einladung angenommen. Und so hatten sie sich noch öfter in dieser Nacht geliebt. In seinem Ehebett. Im Morgengrauen hatte sie sich verabschiedet. »Danke«, hatte sie nur geflüstert und dann war sie verschwunden.

[...]

Dienstag, 30. August 2016

»Hätte das nicht bis zum Morgen warten können? Leichen laufen nicht davon«, maulte Detective Johnson vor sich hin, als sie in der Dunkelheit über den geschichtsträchtigen Campus der Harvard Universität zwischen den unscheinbaren Backsteinhäusern in Richtung der *Harvard School of Law* stapften. »Ich hatte grad eine heiße Blondine an der Bar aufgetan.«

Ein missbilligender Blick von seinem Kollegen Monroe traf ihn. »Und du denkst, diesmal hätte es geklappt?«, fragte dieser sarkastisch.

Beleidigt wandte sich Johnson an den am Eingang stehenden Polizisten. »Was steht an?«

»Ein Jura-Professor, Dr. Rufus Sommersby, wurde in seinem Büro vom Wachdienst tot aufgefunden. Zweiter Stock links, Zimmer 215.«

Die Detectives schritten über die Treppe in den zweiten Stock. Das Büro war leicht zu finden, am Gang wimmelte es von Polizisten. Im Büro des Opfers war die Spurensicherung am Werk. Die Gerichtsmedizinerin beugte sich über den Toten am Boden.

»Hallo Doc, keine bessere Beschäftigung für eine so schöne Nacht gefunden?«, fragte Johnson anzüglich und zwinkerte Monroe zu. Der drehte seine Augen über und dachte nur »Idiot.«

Mary Brighton, deren üppige Figur von Johnson mit den Augen verschlungen wurde, antwortete kurz angebunden, dass sie soeben eingetroffen und noch dabei sei, sich einen Überblick zu verschaffen. Die Detectives schauten sich um.

Ein älterer Mann mit weißen, kurzen Haaren in dunklem Anzug lag auf dem Rücken, die Krawatte leicht gelockert. Die Augen erstaunt aufgerissen, so, als könnte er nicht glauben, was mit ihm passierte. Neben ihm lag eine Schere mit rotem Griff.

Die Gerichtsmedizinerin richtete sich auf. »Eine Einstichwunde am Rücken. Scheint ihm mit der Schere beigebracht worden zu sein.«

»Scheint?«, hakte Monroe nach.

»Ja, scheint. Genaueres kann ich erst nach der Obduktion sagen, aber ich sehe im Moment kein anderes Werkzeug, das ihm diese Wunde am Rücken zugefügt haben könnte.« Dabei drehte sie den Toten so, dass die Einstichwunde mit dem verkrusteten Blut sichtbar wurde.

»Müsste dann die Schere nicht in seinem Rücken stecken?«, fragte Monroe zweifelnd nach.

»Außer, jemand hat sie ihm nach dem Tod herausgezogen. So sieht es im Moment aus«, antwortete sie knapp.

»Todeszeit?«, wollte Johnson wissen.

»Nicht so lange her. Höchstens vier bis sechs Stunden. Also zwischen zwanzig und zweiundzwanzig Uhr gestern Abend.«

»Sonst noch was Relevantes für uns, Doc?«

»Nein, im Moment nicht. Mehr nach der Obduktion. Wie immer«, fügte sie sarkastisch an. Johnson drehte sich schmollend um, da fiel sein Blick auf einen glänzenden Gegenstand neben dem Kopf des Toten.

»Was haben wir denn hier?«, überlegte er laut und hob einen goldenen Füller vom Boden auf. »Vom Opfer?«, wandte er sich an die Gerichtsmedizinerin.

Diese schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Er lag direkt neben dem Kopf des Toten, als ich eintraf.«

»Es sind Initialen eingeritzt. Wie hieß der Tote noch mal?«, blickte Johnson fragend auf seinen Kollegen.

»Dr. Rufus Sommersby.«

»Rufus, komischer Name. Aber dann scheint das nicht sein Füller zu sein. Hier sind die Initialen *B.F.W.* eingraviert und ein komisches Wappen«, und damit reichte er den Füller seinem Kollegen, nicht ohne ihn vorher in einen Plastiksack zur Beweissicherung zu stecken.

Monroe starrte auf die Initialen und sagte gedankenverloren:  
»Benjamin Franklin.«

Johnson lachte. »Also, wenn ich beim Geschichtsunterricht aufgepasst habe, ist der schon länger tot als der Typ hier, oder irre ich mich?«

»Idiot«, fuhr ihn Monroe an. »Wenn mich nicht alles täuscht, gehört dieser Füller Benjamin Franklin Warden, von seinen Freunden kurz *Ben* genannt«, fügte er gehässig hinzu.

»Du meinst *den* Warden?«, fragte Johnson ungläubig.

»Genau. *Den* Warden, der - darf man den Gerüchten glauben - für den Senatsposten unseres schönen Bundesstaates Massachusetts kandidieren möchte.«

Johnson pfiff durch die Zähne. »Bist du sicher?«

»Zu neunundneunzig Prozent«, und ein grimmiges Lächeln glitt über sein Gesicht. »Aber ich weiß, wen wir fragen können.«

»Na, am besten den Herren persönlich«, meinte Johnson.

»Nein, wir befragen zuerst seine Sekretärin. Damit wir eine eindeutige Bestätigung von dritter Seite haben.«

»Du denkst doch nicht, dass dieser Warden der Täter sein könnte?«

»Warum nicht?«, äußerte Monroe grimmig. Endlich, dachte er, endlich habe ich etwas in der Hand, um gegen diese Familie vorgehen zu können. Er freute sich auf die direkte Konfrontation mit Ben Warden.

[...]